

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1916.

Von Justus Schoenthal.

(Fortsetzung.)

Hastig griff er nach dem Papiermesser und öffnete den Umschlag. Der Brief war umfangreich. Zwölf engbeschriebene Seiten; und er las:

„Berehrter Herr!

Es tut mir leid, um gleich das Wichtigste vorauszuscheiden, Ihrer Bitte nicht entsprechen zu können: ich kann Ihnen kein Jawort, ich kann Ihnen nicht einmal einen abschließenden Bescheid erteilen, ich muß Ihnen mit einem unabweisbaren Nein antworten.

Ihr Brief kam mir freilich etwas überraschend; aber sein Inhalt hat mich durchaus nicht verblüfft. Wenn ein Mann wie Sie, Herr Hauptmann, fortgesetzt von den „schönen weißen Händen“ einer Dame schwärmt, als höchste Günstige zu küssen begehrt und sozusagen Fetischismus mit eben diesen Händen treibt, so gehört nicht viel Scharfblick dazu, um die Gefühle zu erraten, die den Mann beselen.

Ob und inwieweit Ihre Vermutung richtig, daß mir diese Gefühle nicht gleichgültig sind, möchte ich dahingestellt sein lassen. Aber selbst wenn Sie recht hätten, selbst wenn mir Ihre Zuneigung erwünscht gewesen wäre oder noch sein könnte, so wäre damit noch nicht der Schluß gerechtfertigt, daß ich nun Ihre Gattin werden will.

Zunächst weiß ich selbst, um Ihnen auch einiges über meine Person zu verraten, noch lange nicht bestimmt, ob ich jemals heiraten werde. Ich glaube, ich hätte am ehesten noch Talent, die Aspasia eines Perikles zu werden. Ewig mit einem Manne zusammen zu leben und niemals an einen andern denken, mit einem andern tändeln, spielen, Küsse tauschen dürfen, das stelle ich mir als die langweiligste Geschichte von der Welt vor, und ich habe weiß Gott nicht die Absicht, mit meinen sechsundzwanzig Jahren mich in einen solchen Zustand herabzuwürdigen.

Das mag Ihnen etwas frivol erscheinen; aber ganz nackt gesehen, ist jede Wahrheit frivol und jede Frivolität wahr.

Vor einigen Tagen habe ich in der Londoner University einen Vortrag über „Italienische Kultur“ zur Zeit der Päpstherrschaft gehört, und da wurde auch ein Gregor erwähnt, zu dem der berühmte Kanossagang eines deutschen Kaisers führte; im Gefolge jenes Papstes soll sich eine Gräfin oder Herzogin Mathilde von Toskana befunden haben, und diese Dame heiratete mit 44 Jahren einen 19jährigen weltlichen Fürsten.

Sehen Sie, wenn ich 44 Jahre alt wäre und es fände sich ein 19jähriger, dann spränge ich vielleicht auch mit beiden Füßen in die Ehe. Vorher empfinde ich den Mangel an Abwechslung in der Ehe zu grausam, und bis ich 44 alt

bin, werden Sie, so etwa 50 sein, also für mich entschieden zu alt. Dies nur nebenbei!

Gewiß achte ich Sie als Tatenmensch. Aber wer weiß, ob mich morgen nach Tatenmenschen verlangt. Vielleicht zieht es mich morgen nach einem effeminierten Weichling, übermorgen zu einem bluttriefenden Metzgerburschen und dann gar zu einem Literaturjüngling vom Montmartre drüben.

Ja, wenn Sie eine Proteusnatur, wenn Sie das alles in einer Person wären!

Denken Sie nicht, ich gebrauchte vielleicht Ausreden, weil ich die Erbin des Lord Southcliffe bin und unbedingt einen Gemahl aus dem Hochadel ehelichen müßte! Ich bin von falschen Vorurteilen nicht angekränkt und sehe keinen Hinderungsgrund, den bürgerlichen Offizier Longford zu heiraten, um so weniger, als es Mittel und Wege gäbe, dem Bürger zur Vorderschaft zu verhelfen.

Um aber nun zu Ihrer Persönlichkeit zu kommen, so möchte ich doch dem Bedenken Raum geben, daß Sie sich wohl nicht hinreichend geprüft haben. Sie haben vergessen, daß Sie ein Jahr lang ein Leben wie ein Maulwurf führten und nun plötzlich wieder unter gesittete Menschen kamen. Ist es da nicht geradezu selbstverständlich, daß die erste Dame, die Ihnen begegnet, sie mag nun schön oder häßlich, geistreich oder schwachsinzig sein, auf Sie einen unauslöschlichen Eindruck macht? Sie sind des Weibes entwöhnt, verehrter Mister Longford, und verlieben sich daher wie ein Schulfunge ins erste weibliche Geschöpf, das Ihnen in den Weg läuft.

Verzeihen Sie die harten Worte. Aber ich pflege aufrichtig meine Meinung zu sagen. Ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß Sie sich und — mich nicht genügend geprüft haben. Gehen Sie selber einmal ehrlich mit sich ins Gericht! Glauben Sie nicht, daß Sie genau dasselbe für eine unbekante Miss Miller empfunden hätten, wenn Ihnen diese statt der Lady Southcliffe als erste Dame auf Mtenglands Boden entgegengetreten wäre?

Ich habe Ihre Zuneigung zu mir gewiß nicht ungern vermerkt, war aber der Ansicht, daß auch Sie sich darüber im Klaren seien, ein aus zufälliger Begegnung entstehender Flirt könne und dürfe nicht ernst genommen werden.

Die Züge des jungen Offiziers hatten sich während des Lesens merklich aufgehellt; beim folgenden begann sich aber seine Miene zu umdüstern.

„Und nun zum Schluß etwas sehr Ernstes:

Sie sprechen davon, daß Sie gestern im Groli von mir gegangen, sprechen von einem vorübergehenden Mißklang und einer unbedachten, harmlosen Aeußerung. Ich will Ihnen zugeben, daß Ihr Brief geschickt abgefaßt ist, wenn er den Zweck verfolgt haben sollte, den Eindruck der deutschen Worte von gestern zu verwischen. Aber es gelingt Ihnen nicht! Je länger ich über Sie nachdenke, desto mehr festigt sich in mir die Gewißheit, daß Sie ein deutscher Spion sind. Und wenn Sie wirklich so große Zuneigung zu mir empfin-

den, so ist es wohl nicht gentlemanlike, Herr Hauptmann, der Dame sich nicht zu offenbaren, die Sie zu Ihrer künftigen Gattin auserkoren haben. Nein, Sie machen mich nicht irre! Ich versichere Ihnen nochmals, daß ich Sie nicht verraten werde, wenn Sie sich mir anvertrauen. Aber ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich es nicht gentlemanlike finde, wenn Sie auch an die Dame Ihres Herzens mit einer Lüge herantreten.

Einschalten muß ich hier, daß für mich auch Ihre Abstammung als Deutscher an sich kein ausschlaggebender Hinderungsgrund gewesen wäre, mich Ihnen zu vermählen. Eines Tages wird ja doch das Spiel der Feindseligkeit ein Ende nehmen, und schließlich haben sich die Deutschen in diesem Kriege, soweit ich das verstehe, uns wohl als ebenbürtig erwiesen. Sie hätten also auch nach dieser Richtung nichts zu fürchten. —

Das alles soll uns nicht hindern, gute Freunde zu bleiben.

In diesem Sinne Ihre aufrichtig ergebene
Edith Southriffe,

die noch um Entschuldigung bittet, weil Sie Ihren Boten so lange warten ließ, was sich aber durch die Ausführlichkeit dieses Briefes erklärt.

— Er ließ den Brief sinken und stützte müde den Kopf in die Hand.

Also mißglückt!

In jedem Falle aber: Zeit gewonnen! Zeit gewonnen! Er würde sie zu nützen wissen!

Sie würde ihn vorläufig nicht verraten. . . Sich ihr anzuvertrauen bezeugte er nicht die mindeste Lust. Möchte sie ihn später verraten! Hatte sie Beweise? — Er brauchte bloß auf ein Mittel bedacht zu sein, das ihm den Rückzug bedekte. Und dies glaubte er gefunden zu haben.

Er steckte die Schreiblichtlampe an und begann zu schreiben.

Erst lange nach Mitternacht hatte er die beiden Schriftstücke beendet. Mit aller Sorgfalt machte er davon in sein zusammenrollbares Kopierbuch einen Abzug, steckte jeden der Briefe in einen gesonderten Umschlag und drückte fünf Siegel darauf.

Lagen diese Briefe erst an Ort und Stelle verwahrt, dann war er wohl vor jeder Ueberraschung sicher.

Befriedigt und beruhigt legte er sich schlafen.

11. Kapitel.

Gewitterwolken.

Der Zeitungskönig und seine schöne Tochter nahmen den Mokka wie gewöhnlich nach dem Lunch im Rauchzimmer. Sie waren allein und saßen einander gegenüber. Eine Weile blühte der alte Herr den bläulichen Rauchringen nach, die vom Ende seiner Havana aufstiegen; dann fragte er:

„Findest du es nicht sonderbar, daß dieser Kap't'n nun seit gut zwei Wochen nichts mehr hat von sich hören lassen? Zu unserm Dinner neulich schrieb er ab und heute entschuldigt er sich abermals. Ich kann mir gar nicht denken. Sollten wir ihn verlegt haben? Oder sollte er einen Wink von seiner vorgesetzten Behörde bekommen haben, unser Haus zu meiden? Ich bin ja allerdings „persona ingratisima“ bei den Herren der Regierung geworden. — Wann hast du ihn zum letzten Male gesehen, mein Kind?“

„An dem Tage, an dem er seinen Abschiedsbesuch machte, als er nach Hampstead zog.“

„In der Tat? — Da habe ich ihn ja noch später gesprochen.“

Lady Edith war sehr erstaunt.

„Du hast ihn inzwischen gesehen, Papa? Bei welcher Gelegenheit?“

„Er suchte mich in meinem Geschäftszimmer auf.“

„Er suchte dich auf? Wann?“

„Nun, das mag so zwei, drei Tage nach seinem Abschiedsbesuch gewesen sein.“

„Und du kannst mir nicht sagen, was er bei dir bezweckte?“

„Eigentlich gar nichts. Er gab mir einen versiegelten Brief und bat mich, Umschlag und Inhalt unverfehrt zu bewahren und mir im Falle seines Todes zu öffnen, falls er mir nicht früher die Erlaubnis erteile. Ich versprach ihm das und habe vor seinen Augen den Brief in ein Geheimfach meines Kassaschranks eingeschlossen.“

„Und du weißt nicht, was der Brief enthält?“

„Nein, aber ich vermute . . . es wird eine festwillige Verflügung sein.“

„Merkwürdig . . . sehr merkwürdig . . . Wächstest du mir nichts von den Begleitumständen erzählen, unter denen er dir den Brief übergab?“

„Mir ist nichts Besonderes aufgefallen. Er sagte wohl etwas von einem Tode, der manchmal schneller komme, als man hoffe und fürchte, auch von heimlichen Widersachern, die ihn wohl gar um die Ecke zu bringen gedächten.“

„Ach!“ machte Edith halb verächtlich, halb schnippisch lächelnd, streifte streifte sie die Wsche von ihrer Zigarette.

„Ja, ich habe auch ein wenig drüber lachen müssen. Aber er tat sehr ernst, als ob es sich um die heiligste Sache von der Welt handele.“

Eine Weile stockte der Fluß der Unterhaltung.

Dann sagte der alte Herr trockenem Tone:

„Weißt du übrigens, daß Atterley mir heute morgen in ziemlich schwaffer Weise aufgeklärt hat?“

„Atterley?“ Sie schüttelte den Kopf. „Ist der Mensch des Teufels?“

Der Lord tat ein paar nachdenkliche Büge aus der Zigarre.

„Ist nicht viel zu erzählen . . . Er hat sich eben sehr über meine Aussage in seinem Prozeß geärgert und macht nun aus seinem Innern keinen Siegelbrief.“

„Ja, hast du denn gegen ihn ausgesagt?“

„Aber selbstverständlich. Bedenke doch, wir alle, ich selbst, die gesamte englische Presse wären in Grund und Boden erledigt, wenn der Mann recht bekäme. Die Geschichte könnte sich gerade jetzt im Kriege zu einem Skandal auswachsen, gegen den die Panamaaffäre unserer Landesgenossen jenseits des Kanals ein Kinderpiel gewesen wäre. Daß doch irgendeinem meiner intimen Feinde im Ministerium die Sache aufgreifen und im Unterhaus breittreten, so sind wir einfach tot. Er braucht die Sache gar nicht besonders auszuschnüdeln, nur die Wahrheit zu sagen, daß nämlich ein junger Mensch ohne sachmännische noch wissenschaftliche Bildung und ein entlassener Sträfling nach außen hin gemeinsam die Fahne der britischen Verleger hochhielten, und wir sind tot, einfach tot . . . Es hat mir freilich leid getan, gegen ihn auszusagen zu müssen, und ich wollte ihm auch eine kleine Entschädigung von fünfzig oder hundert Pfund zukommen lassen, vielleicht auch eine kleine Gehaltszulage . . . Aber so macht er mir dies alles unmöglich . . .“

„Und was für eine Stellung hat er denn nun gefunden?“

„Er ist im — Kriegsamt beschäftigt, als Hilfszensor. Die Stelle sei besser bezahlt als bei Lord Southriffe, schreibt er.“

„Merkwürdig! Sehr merkwürdig!“ gab das junge Weib abermals als Echo zurück.

„Nicht wahr?“ fügte der Zeitungskönig verständnisinnig hinzu. „Du mutmaßest da auch gewisse Zusammenhänge? Aller Wahrscheinlichkeit nach hat ihn doch Longford im Kriegsamt untergebracht. Ich entnehme auch aus anderen Dingen eine gewisse Minierarbeit gegen mich. Die Regierung scheint mir doch mehr gram zu sein, als sie merken läßt. Aber wenn uns der liebe Gott wohl will, bekommen wir ja als Neujahrsbesuch eine andere!“

Und wieder herrschte Schweigen.

Endlich fragte Lord Southriffe von neuem:

„Und du weißt nicht, wodurch wir Longford verlegt haben können? — Es besteht also nicht der leiseste Zweifel, daß ihm von vorgesetzter Stelle der Verkehr mit diesem Hause widerrufen worden ist?“

„Da du schon so neugierig bist, Papa,“ — plakte die junge Dame heraus — „— also er hat mir einen — Heiratsantrag gemacht und den üblichen Korb mit kandierten Früchten erhalten.“

Der alte Herr lachte.

„Das sieht ihm ähnlich! Entflieht aus dem deutschen Feldlazarett, macht etwas Tantom in der Presse, verhaftet einen Journalisten, läßt sich als Held des Tages feiern, von Lord Southriffe einladen und nimmt so im Handumdrehen die in Tausendpfundnoten eingewickelte Edith mit.“

„Ja, weißt du, Papa, was ich glaube, der Kap't'n ist niemals britischer Offizier gewesen, sondern ganz einfach ein — deutscher S p i o n!“

Der Lord sann nach.

(Fortsetzung folgt.)

Aus froher Alt-Wiener-Zeit.

Skizze von Mathilde Wehl.

I.

Die Stille eines heißen Sommernachmittags umgab das niedrige, langgestreckte, gelbgetünchete Haus „Zum Moondstein“ auf der Wieden, das der angesehenen Familie Schwind gehörte.

Im freundlichen Gartensaal stand der Sohn des Hauses, der junge Master Moritz v. Schwind, vor seiner Staffelei und skizzierte mit Nothle den Entwurf eines großen Bildes. Er war nur in Hemdkärmeln, der leinwandene Malerkittel lag dort im Winkel und doch persten schwere Schweißtropfen von der Stirne des jungen Meisters. Mühsam warf er die Nothle hin.

„So a Biechlig!“ brummte er, „da soll euer Gedanken haben, wenn das Stru im Gehirnlastl schar eintrocknet!“

„Na, so kenn halt mit, Moritzl, auf a frisches Seidel im grünen Brater!“ bat ein untersehter, wohlbeleibter junger Mann von schäufmeisterlichem Aussehen und drehte sich so besende er konnte, mit dem Malerkittel herum, auf dem er vor dem Instrumente saß.

Seine schönen braunen Augen blinzelten lustig durch die starken Brillengläser. „Geh, Moritzl, sei gut, komm mit! Die Fremderleut holen uns um a drei Uhr ab.“

„Was ob ich mit Bierkaufen den Karbon da fertig krieger?“ grollte der Andere. „Du wiaßt, der ist vom Landtrafen von Thuringen bestellt — und mit hohen Herren ist nit gut Kirichen essen, Säubertl!“

„No, no, Moritzl,“ beglückte Franz Schubert, „sei nit gleich so ganz aus dem Häußl. Wenn du dich a wengel erfrischt hast, macher geht's Arbetten noch a mal so gut!“

„Was ob ich enere farbrenen Schubertiaden nit kennn tät,“ maulte der Master weiter. „Da wird gewöhnlich auf's z'haus geh'n bergehen; und um zwei Uhr in der Nacht kann ich nit malen — Rayenangen hab' ich nit!“

„Über an farbrenen Mater kannst mit heimbringen, grundiger Malergefelle!“ lachte eine frische Stimme vom Eingang her, und herein strömten Master Kupelwieser, der Säger Vogel, Master Dammhauser, Schöber und der junge Somleithner.

„Auf, auf, Gefellen, den Ander gelüchle!“ sang der übermüthige Chor. Kupelwieser holte mit der heißen Wäsche eines Kammerdieners Schuberts blaues Gehrock herbei, während Leopold von Somleithner überall Schuberts Hut suchte, bis er unter dem jubelnden Gelächter der Freunde entdeckte, — daß der zerstrachte Schubert auf seiner Kopfbedeckung saß.

Schwind weigerte sich noch immer, mitzugehen, doch der schlaue Säger Vogel hatte Frau von Schwind herbeigeholt. Hässlich strich die wüthige Matrone über des jungen Meisters erblühte Stirne: „Geh nur, mein Kind, erhol' dich ein wenig! Du wirst gewiß noch zur rechten Zeit mit dem Bilde fertig!“

„Ich stige nich der mitterlichen Gewalt!“ lächelte endlich Schwind und begab sich nun eiligst auf sein Zimmer.

Als er zum Ausgang gerüthet wieder den Gartensaal betrat, suchte er eifrig nach einem Stützenbüch.

„Geh, heut' tu nit mehr stricheln!“ bat Vogel.

„Das Buch nehm' ich nur so aus Gewohnheit mit!“ entschuldigte sich Schwind.

Fröhlich zog der kleine Trupp junger Leute dem Brater entgegen; in den blühgrünen Wäsen suchten sie eine beschöndene Bierwirtschaft auf.

Unter einem mächtigen Kastanienbaum wurde Platz genommen. Fröhliche Scherzreden und heilfingende Schubertlieder währzten das beschöndene Mahl, das wohl nur aus Bier und Butterbrot bestand; aber keinem König konnte es herrlicher munden.

Franz Schubert aber wurde inmitten des lustigen Treibens immer einsilbiger und stiller; plötzlich schob er seine Brille auf die breite Stirne, wie dies so seine Art beim Componiren war, und suchte eifrig mit beiden Händen in seinen Mochtaschen nach einem Blättchen Papier, doch er zog sie bedauernd leer hervor. Der nie verlegene Säger Vogel ergriff eine auf dem nächsten Tisch liegende Speisefarbe und legte sie vor den Ländlicher hin, der sich logleich der leeren Blätsche bemächtigte.

„Still, Schubert komponiert,“ flüsterten sich die jungen Leute verständnisinnig zu.

Und so war es auch. Schubert komponierte. Er schuf das herrliche Lied:

„O, du Entzück' sei mir,
Sei mir gegülbt, sei mir gefülbt!“

Vogel, der dem Ländlicher über die Schulter gedeut, nickte vor sich hin; „dacht' ich's doch, daß den Bertl wieder noble Erinnerungn gepackt haben — er denkt schon wieder an die Wontsch Esterhazy auf Schloß Zales,“ brummte er halb laut zu den anderen gewandt.

„Weg mit den Aristokraten!“ schrien die Uebermüthigen, „unser Schwannwerk lassen wir uns nit abwendig machen! Kellnerin, frisch Bier! — Wir trinken auf unsere demokratische Freiheit!“

Seufzend steckte Schubert sein Notenblatt in die Brusttasche seines Rockes, während Schwind unbemerkt — die ganze „Schubertiade“ absonterseit hatte.

II.

Diese sonnenliche Gmpireleidigen flatterten um die alten Bäume im Garten des Moondsteinhauses auf der Wieden und des Laßens und Hubelns war kein Ende, wenn Franz Schubert,

mit einer weißen Binde vor den Augen, als „blinde Rath“ sich vergebens mühte, eines der flatternden Mägdlein zu erfassen. „Die Rathel ist's — die Rathel Fröhlich ist „blinde Rath!“ jubelten alle — als es dem etwas schmerzlichen Schubert endlich gelungen war, eines der reizenden Mägdlein fester zu fassen. Fast schien es aber, als habe das schöne, braungelockte Kind sich mehr aus Mitleid mit dem Abgehenden fangen lassen als aus mangelnder Geschicklichkeit, und das gutmüthige: „Na endlich — Gott sei Dank!“ des jungen Mannes klang aufrichtig wie ein Erlösungsruf.

„Was gering haben's dir heut mitgespielt, unsere zarten Eisen!“ meinte ein schlanker, nicht sehr häßlicher junger Mann, den Schauffieren vor der lästigen Binde befreiend.

„Das will ich meinen!“ lachte Schubert, „aber bitte, lieber Bauernfeld, gib mir zuerst mein Augenglas wieder, sonst bin ich eben so blind, wie zuvor als „blinder Dops!“

Bauernfeld übergab dem Ländlicher das langentbehrte Augenglas, und beide wollten sich der Gesellschaft anschließen, als Schubert von Anna Fröhlich beiseite gezogen wurde.

„Geh, Franzl, du könntest mir einen recht großen Gefallen tun!“

„Ja, was denn, Amerl?“

„Reißt, Franzl, meine Schülerin, die Doui' von Gosmar, hat bald Geburtstag, und da wiaßt' ich sie gern mit einem recht schönen Ständchen überraschen lassen. Grillparzer hat mir schon dazu ein wunderliebes Gedicht geschrieben. — Hör' zu!“

Und Anna Fröhlich zog ein Blatt Papier aus ihrem rosa Bandgürtel, und auf dem Blatt stand ein Gedicht, das mit dem Reiten anhub:

„Bögern, stille
In des Dunkels mächtiger Hölle
Sind wir hier,
Und, den Finger sanft gekrümmt,
Leise, leise
Dochten wir,
In des Liedchens Kammerthür . . .“

Und dann ging es in herzbegeisterter Weise immer weiter, bis der Gratz an die Geliebte in den Worten ausklang:

Noch ein Grüßchen — noch ein Wort,
Es verhaunnt die frohe Weise,
Leise, leise

Schließen wir uns wieder fort!

Anna Fröhlich hatte diese Verse mit viel Empfindung gelesen. „Einzig schön — nicht wahr, Franzl? Gelt, du wirst mir's auch recht schön felsen?“

„Gib her, Amerl, rasch!“ rief Schubert begeistert. Seine Brille in die Höhe schiebend und das Gedicht ganz nahe vor seine kurzschichtigen Augen bringend, las er die Verse noch ein paarmal durch und sagte dann mit kindlich-frohem Lachen:

„Ich hab's schon — es ist schon fertig und wird recht gut werden — das Ständchen.“

Und Schubert begab sich eiligst in den Gartensaal, wo er, an das allväterliche Klavier gehetzt, re linke Hand auf den Tasten, mit der Rechten die Noten hastig auf das Papier warf.

„Schon wieder Reizig, Franzl?“ rief Leopold v. Somleithner, den Gartensaal betretend. Schubert sahe wie ein erkrankter Sänder auf; gehörte doch das Ständchen für Somleithners Braut.

„Na — was hast du denn, bin ich denn ein Wauwan?“ lachte Somleithner über Schuberts verstörtes Wesen.

„Ah, no, nit is“ stotterte Schubert in seiner Verwirrung und klumperte zur Befristung gretulich auf den Tasten, während er mit der anderen Hand schelmisch sein Manuscript verbarg.

Da erschien Moritz v. Schwind und bat Schubert, doch ein Quartett zu begleiten, das die Schweslern Josefine und Betty Fröhlich mit den Sängern Vogel und Dittendrenner jungen wollten. Der immer gefällige Freund nahm vor dem Klavier Platz, zu dessen Seite sich das Quartett postierte. Unmäßig füllte sich der Gartensaal mit den übrigen Gästen, zu denen die vornehmsten Geister Wiens gehörten. Da schritt Grillparzer hinter seiner heimlichen Braut, Rathi Fröhlich, herein, mit der der leicht entzündbare Bauernfeld kokettierte. Die Diäperin Karoline Widler folgte mit dem hochgelehrten Herrn Ladislaus v. Pyrker und in bunter Reihe junge und alte Wiener Berühmtheiten; so postierte sich Ferdinand Raimund an Schuberts Seite, um ihm lautlos die Notenblätter zu wenden.

Unabhängige Stille bemächtigte sich der großen Gesellschaft, und herrlich erkante Schuberts Vokalquartett „Das Dörschen“, dem sich andere Schöpfungen Schuberts anreiheten.

Im Garten wurde es immer kälter — die Nacht sank hernieder, der Mond stieg am Himmel empor und überflutete den Garten und das stille Moondsteinhaus mit einer Fülle traumhaften Lichtes. Bläuliche Strahlen leuchteten und huschten um die Bäume, durch die Büsche und ließen die großen Mastkuren des Gartensaales wie flüssiges Silber schimmern.

In der Ferne grühte der Rastenberg, es winkten moondbeschiedenen auf die Bauten des Leopoldsbirges herüber, als wollten sie mahnen: „Wir fühllosen Ebeine überdauern die herrlichen Menschen und Zeiten!“ . . .

*) Schubert's eigene Worte.

Kindermaitag.

Zum 1. Mai.

Am all der Benzflust, die der 1. Mai bringt, hat die Kinderwelt ihren Anteil: ob es nun gilt, Sauber zu bannen und Unholde zu beschwören, den Mai einzuholen und aus dem Frühlingswalde in die Stadt zu bringen, immer sind die Kinder dabei, ja spielen die Hauptrolle. So war es seit Alters, und so ist es noch bei dem Maibräuchen, die sich bis in unsere Tage erhalten haben. In der Nacht zum 1. Mai, der Walburgisnacht, ist es nicht gebräuchlich, es ist die Nacht der Degen. Ihren unheilvollen Einfluß auf Mensch und Vieh bricht man am besten durch ungeheureren Fein, und da ist die Hilfe der Kinder gewiß am Platze. In vielen deutschen Gauen wehrt man die Degen ab, indem man mit Weizenkralle und Feuer anzuladet; bei den Deutsch-Böhmen tuter die Knaben auf Bock- und Ziegenhörnern, um die Degen zu vertreiben, und in Reichenberg ist es Aufgabe der Knaben, sich auf Hügel, Dachfische und Bäume zu setzen, aus Leibeskräften zu schreien und dabei die sogenannten Blisen, auf besondere Art zusammengefaltete Papierbogen, zu verwenden.

Es gilt, den jungen Mai einzuholen und in Gestalt von jungen Birken oder wenigstens Birkenzweigen in die Städte und Dörfer zu bringen. Wer versteht das wohl besser als die Kinder? Die Maizangen — so will er der alte Brauch in Niederhessen, freuen sich schon wochenlang vorher auf die Ausübung der Lenter, die ihnen dabei zukommen. Sie sind „militärisch organisiert“, durch Trommelwirbel und Feisen werden sie am Maitage zusammengerufen, und im feierlichen Zuge gehen die Knaben, einige in der Tracht von Zimmerleuten, in den Wald hinaus. Der Stadtförster und ein Magistratsherr begleiten sie und weisen ihnen im Walde die Bäume an, die zu fällen sind, was dann ein Holzhaier besorgt; dann werden die Bäume zur Kirche getragen und hierauf verteilt.

Wenn der Mai ins Haus gebracht worden ist, der muß sich dafür wohl bedanken. Die Kinder haben immer offene Hände, und damit die Gegengabe nicht vergesen werde, mahnen sie daran, wenn sie Mäsen oder Sträuße gebracht haben, in allerhand alten, etwaschen Versen. Ein solcher Vers aus der niederhessischen Gegend beispielsweise lautet an: „Guten Tag, guten Tag ins Haus! / Hier bringen wir den Mai ins Haus, / wir haben heute Maie, / der gibt uns unsere Weibe.“ Außerordentlich weit verbreitet ist dieser Zug des Kindermaittages, daß die Jugend in gefestigten Versen ihre Dankesgaben heischt, man kennt ihn im Elsaß und in der Schweiz, in Oesterreich und in Flandern und in vielen anderen Gegenden. Von Ort zu Ort, von Land zu Land sind die Worte verschieden, aber ihr Sinn ist stets der gleiche: die Kinder bitten um kleine Geschenke, um Geld, Kuchen, Eier, wie man aus folgenden, aus Gupfendorf (Oesterreich) stammendem Maiverse erkennen kann: „Die goldene Schmir gibt ein dos Haus, / Die junge Frau Wertin gibt ei ond aus; / sie gibt wie äne Locke / ei ihre bloa Nocke. / Sie wat sich wull bebenka, / sie wat mer wull moß schenka, / a Groschla oder äm Dierer, / oder a halb Schoß Vier.“

Nicht nur bei den alten Maibräuchen ist die Kinderwelt beteiligt, nein, auch bei der kirchlichen Maifeier spielt sie eine wichtige Rolle. Eine solche kirchliche Maifeier gibt es seit noch nicht einem Jahrhundert in Flandern; von Brügge ist sie ausgegangen, 1833 wurde sie durch die Geistlichkeit gutgeheißen, und seitdem hat sie ganz Belgien erobert. Dort ist nämlich der Mai der Marienmonat. Am 1. Mai schmückt man in jedem Dorfe und in jeder Stadt die Marienaltäre, und Aufgabe der Kinder ist es in erster Linie, dies zu tun. Von ihren Cyparissien kaufen sie Blumen, bunte Bänder oder schön gezierter Wachskerzen und schmücken damit die Altäre in der Kirche oder die kleinen Nachbilder von Altären, die sie manchen Ortes in ihren eigenen Zimmern errichten. Diese hübsche Sitte beschränkt sich übrigens nicht auf den 1. Mai, sondern wird im ganzen Monat ausgeübt.

Das Märchen vom Glück.

Von H. G.

Als ich die ersten Jahre zur Schule ging, war ich oft einsam und verlassen, aber so wollte ich es und war zufrieden. Mit den Kameradinnen mochte ich nicht gehen. Sie waren mir zu wild und zu laut. Gar oft sah ich in deren Mitte ein Mädchen mit goldblonden Haaren und großen, leuchtenden Augen. Ich freute mich, wenn ich es sah. Einmal fragte ich die Mitschülerinnen, wer das Mädchen sei, sie wußten nicht, wen ich meinte, und lachten mich aus. Darüber ärgerte ich mich und fragte nie mehr nach dem hübschen Kind, das immer strahlte und so schön und still lächelte. Als ich in die oberen Klassen ging, sah ich das Mädchen nur noch selten. Früher hatte es mich manchmal angeschaut, nun über sah es mich ganz. Nachdem ich die Schuljahre hinter mir hatte, verlor sich das Mädchen samt meiner Kameradinnen im Leben der Welt. Da war auf einmal alles anders. Viel erfinder. Die Menschen, die nun um mich waren, konnten nicht mehr so lachen, wie es die Kinder taten. Sie hatten Kummer und Sorgen. Die waren

mir fremd. Doch konnte ich sie bald als dieselbe Mädchen kennen. Da verlor ich auch das frohe Kinderlachen und ward ein erfinder. Das war nötig, wenn man in der Welt zurechtzukommen wollte. Manchmal erinnerte ich mich an meine Kindheit und konnte nicht verstehen, wie schnell ich darüber hinausgewachsen war, und sehnte mich nach ihr zurück. Einmal war ich bei zwei kleinen Mädchen, um mit ihnen zu spielen. Erst glaubte ich, dies nicht mehr zu können, doch als die Kinder mit ihrem Lachen lustig und vergnügt um mich waren, da ward ich munter mit ihnen. Da dachte ich wieder an meine Schulkameradinnen und an das Mädchen mit den goldblonden Haaren und strahlenden Augen. Das größere Kind, mit dem ich spielte, war so wild und ausgelassen wie meine Freundinnen, das kleinere lächelte stillvergügt, sprach wenig, und wir verstanden uns doch. Am Abend dieses Tages hatte ich das Bewußtsein, glücklich gewesen zu sein. Und ich wünschte mir, ich könnte es immer sein und könnte mich freuen. Aber der andere Tag war wieder wie alle vorhergehenden. Ich hatte viel Arbeit und konnte mich wenig oder gar nicht freuen, so daß ich oft ganz traurig war. Bald danach machte ich eine Reise an den Rhein. Eine Freundin begleitete mich. Ich wollte mich meiner Reise freuen und glücklich sein, aber ich konnte es nicht. Denn es regnete, der Himmel war trüb und ohne Sonne. Meine Freundin kannte einen alten Herrn, den besuchten wir eines Tages. Als wir in sein Zimmer treten wollten, wurde die Türe gerade geöffnet und ein junges Mädchen trat heraus. Ich hatte es erkannt. Es war jenes Mädchen, das ich zu meiner Schulzeit so oft und gern gesehen hatte. Seine leuchtenden Augen hatten sich voll auf mich gerichtet und hatten mir freundlich zugesehen. In dem Zimmer war Licht und Sonne. Da ward ich ganz froh. Der alte Herr, der uns mal begrüßte, hatte eine reize, klare Stimme und braune, seelenvolle Augen. Er war ein Dichter. Als ich nun nach dem Mädchen fragte, das ich an der Tür gesehen hatte, lachte er und sagte: „Ich weiß nicht, wen sie meinen, es wird wohl das Glück gewesen sein, das wohnt bei mir.“ Ich war gar nicht böse wegen dieser Antwort, denn ich mußte nun, daß es wirklich das Glück war, das mir schon so oft begegnet war. Ich hatte es nur nie erkannt. Und ich sagte dem Dichter, ich möchte gern, daß das Glück auch bei mir Einkehr halte und bei ihm, da er es doch kenne, mir von dem Glück zu erzählen. Das Glück, berichtete er, hat keine bestimmte Heimat, es wohnt überall. Aber es wohnt am liebsten da, wo Zufriedenheit im Herzen der Menschen ist. Wenn die Zufriedenheit aber schwindet, dann flieht auch das Glück, denn die Zufriedenheit ist die Mutter des Glückes. Manchmal fällt es schwer, zufrieden zu sein, aber man muß den Willen dazu haben, dann ist das Leben leichter und glücklicher.

Büchertisch.

— Neue Frauenkleidung und Frauenkultur. Organ des Verbandes für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Hefte in Hoch-Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier, sowie Schnittmusterbogen. Preis fürs Jahr 6 Mark, fürs Halbjahr 3 Mark. Probehefte unbedarfenet und portofrei. Das Aprilheft ist soeben erschienen.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Begründet von Dr. Josef Eitlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilmann. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 1. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Werner Mahrholtz: Erwin Guido Kolbenheyer; Erwin Guido Kolbenheyer: Autobiographische Skizze; Franz Stranz: Probleme der Volksbildung; Friz Piesch: Das Volklied in Polen; Fedor von Jobettitz: Bibliophile Chronik; Wilhelm Nischel: Zur holländischen Dymnendichtung — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Anzeigen.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr. Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 17: Wir und die Aldeutschen, von Germanicus; Octavio von Joditz, von Johannes Fischer; Bon und über Karl Kraus, von Paul Sarvani; Foklungersage, von S. J.; Hedda Gabler, von Alfred Volgar; Lehmmittel, von Egon Friedell; Ufa, von Alfons Goldschmidt; Antworten.

Telegraphen-Rätsel.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhang einen Vorgang in der Natur bezeichnen.
Augo, Lorbeer, Rebe, Sachsen, Stör.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schachaufgabe in voriger Nummer:
B. K o 7, L g 1, T f 8, g 7, B a 5, h 5, d 6.
Schw. K a 7, L f 5, S g 4, T f 2, B e 4, 5, 6, h 6.
1. K e 7 — f 7; beliebig. 2. Vierfach Matt.